

Christian Meier

Mommsens Römische Geschichte*

Theodor Mommsen¹ gehört nach Berlin. Die Hälfte seines Lebens hat er hier gewirkt, an der Preußischen Akademie der Wissenschaften, an der Friedrich-Wilhelms-Universität, in der Staatsbibliothek und seinen Arbeitszimmern in Berlin und Charlottenburg; zeitweise im Preußischen Abgeordnetenhaus und im Reichstag. Die meisten seiner Werke sind hier entstanden.

* Eröffnungsvortrag auf dem Internationalen Symposium THEODOR MOMMSEN vom 6. bis 8. November 2003, veranstaltet von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, der Freien Universität Berlin, der Humboldt-Universität zu Berlin und der Mommsengesellschaft.

¹ Mommsens Geschichte wird nach der 13. Auflage. Berlin 1921–23 mit Band- und Seitenzahl zitiert. Eine lange Reihe von Äußerungen zur Römischen Geschichte hat Lothar Wickert zusammengestellt in: Theodor Mommsen. Eine Biographie. Bd. III: Wanderjahre, Leipzig–Zürich–Breslau–Berlin, Frankfurt 1969, S. 618ff. Verweise darauf erfolgen hier entsprechend der Numerierung bei Wickert (zitiert: W.). Weitere Zitate werden in Anmerkungen zitiert. Literatur: Heuß, Alfred: Theodor Mommsen und das 19. Jahrhundert, Kiel 1956 (zitiert: Ms.) – Theodor Mommsen als Geschichtsschreiber. In: Hammerstein, Notker (Hg.), Deutsche Geschichtswissenschaft um 1900, Stuttgart 1988, S. 37ff. (zitiert: Ge.) – Wucher, Albert: Theodor Mommsen. Geschichtsschreibung und Politik, Göttingen 1956 – Fest, Joachim: Wege zur Geschichte. Über Theodor Mommsen, Jacob Burckhardt und Golo Mann, Zürich 1992 – Meier, Christian: Das Begreifen des Notwendigen. Zu Theodor Mommsens *Römischer Geschichte*. In: Koselleck, Reinhart, Lutz, Heinrich & Jörn Rüsen (Hg.), Formen der Geschichtsschreibung, München 1982, S. 201ff. (die folgende Darstellung knüpft daran an, bezieht einiges neu in die Betrachtung ein, läßt dafür anderes mehr in den Hintergrund treten. Sie kann ihren sehr viel gründlicheren Vorgänger aber nicht ersetzen) – Einiges auch bei: Walther, Gerrit: Theodor Mommsen und die Erforschung der Römischen Geschichte. In: *Aporemata* 5 (2001), S. 241ff. – Rebenich, Stefan: Theodor Mommsen. Eine Biographie, München 2002.

Warum aber beginnt dann die Tagung der Akademie und der Berliner Universitäten ausgerechnet mit einem Vortrag über seine Römische Geschichte, das Werk also seiner Leipziger und vor allem seiner Zürcher und Breslauer Jahre, in denen er die drei großen Bände über die Zeit von Roms Anfängen bis 46 v. Chr. (grob gesagt bis zum Ende der Republik) schrieb? Wohl hat er dessen, fast möchte man sagen, berühmtesten, weil fehlenden (und eben deswegen immer neu zu Spekulationen anspornenden) vierten Band Anfang der achtziger Jahre hier schreiben wollen, auch zu schreiben begonnen, aber er hat es nach wenigen Seiten aufgegeben.² Weil es für ihn nicht mehr – oder überhaupt nicht – zu schaffen war, so daß er seine Arbeit münden ließ in ein bescheideneres Projekt: statt der „Geschichte der Menschheit unter den römischen Kaisern“ nur die Geschichte der einzelnen Provinzen, „von Ländern und Leuten“.³ Sie firmierte als fünfter Band. So bedeutend sie ist, so wenig ist sie historiographisch den andern ebenbürtig. „Mit Entsagung ist dies Buch geschrieben und mit Entsagung möchte es gelesen sein“, schreibt er in der Einleitung. Man läßt den fünften, den in Berlin entstandenen Band des alten Mommsen daher normalerweise beiseite, wenn man sich der Römischen Geschichte widmet. Was ich hier gleichfalls tue.

Mit der Römischen Geschichte ist Mommsen breiten Kreisen erstmals und vor allem bekannt geworden. Sie war ein außerordentlicher Erfolg: vierzehn Auflagen bis 1932, inzwischen sechs weitere im dtv-Verlag (die zahlreichen Auswahlgaben nicht gerechnet), Übersetzungen in acht Sprachen (mit ihrerseits zumeist mehreren Auflagen); 1902 erhielt er dafür den Literaturnobelpreis, als zweiter überhaupt, als erster Deutscher und als einziger Geschichtsschreiber (außer Churchill, der ihm vor 50 Jahren in dieser Ehre folgte).

Sein „Bestes und Eigenstes“ hat Mommsen nach eigenem Zeugnis „in dieses Buch gelegt“ (W. 94), hat viel Lob und Tadel dafür geerntet. Hier ist er im vornehmsten Sinne des Wortes Historiker gewesen, hier hat er – um es in seiner Formulierung zu sagen – gebaut und nicht nur Ziegel geformt.⁴ Außerdem verbinden sich ohne Frage zahlreiche, noch und wieder durchaus aktuelle, Probleme mit dieser Historiographie.

Die Römische Geschichte steht gleichsam quer zu fast dem gesamten Lebenswerk Mommsens, ja zu seiner Lebensplanung. Denn davon kann man in seinem Fall ja durchaus sprechen, da er sich schon im Studium vorgenommen hatte, lateinische Inschriften zu sammeln und zu edieren, und bald darauf den Plan faßte, die gesamte

² Mommsen, Theodor: Römische Kaisergeschichte, hrsg. von Barbara und Alexander Demandt, München 1992, S. 57.

³ Geschichte der Menschheit: Mommsen. In: Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts, 2. Auflage, Halle 1902, S. 147f. Länder und Leute ist der Untertitel von Buch 8, das den 5. Band ausmacht.

⁴ Zitiert nach Fest (Anm. 1), S. 61.

Masse dieser Inschriften aufgrund systematischer Untersuchung in einem vielbändigen Corpus vorzulegen – woran sich weitere Sammel- und Editionspläne und deren Ausführung sowie vielerlei weitere Forschung anschlossen.

Nur weil er die Akademie zunächst nicht überzeugen konnte, ihn mit dem Inschriftenwerk zu betrauen (und dafür zu honorieren) und weil er nach seiner politischen (durch 1848) bedingten Entlassung aus der Leipziger Professur Geld brauchte und zwei Verleger zufällig darauf kamen, ihn um eine Römische Geschichte zu bitten, ist dieses Werk überhaupt zustande gekommen. Und es ist kein Wunder, daß er die Arbeit daran abbrach, sobald er in Berlin unterkam. Sehr merkwürdig: Das erfolgreichste Werk großer deutscher Historiographie im 19., also im historischen Jahrhundert verdankt sich einer ganz zufälligen Konstellation. Und später hat der Autor auch noch gemeint, in Historie und Philologie liege seine Begabung eigentlich nicht (Heuß, Ms. 282).

Gerade weil die Römische Geschichte für ihn, für seinen Ruf, seinen Ruhm in der Öffentlichkeit von zentraler Bedeutung war, kann man sie schlecht auslassen. Weil sie aber außerhalb des Hauptstroms seines wissenschaftlichen Lebens lag, hat es seinen guten Sinn, ihre Behandlung hier vorwegzunehmen.

Eines war aufgrund des Auftrags der Verleger von vornherein klar: Es sollte eine Geschichte für einen breiteren Leserkreis werden. Verständlich also (wobei, von heute her gesehen, hinzuzufügen ist, daß es sich weithin um einen vom Gymnasium her relativ gut vorbereiteten Leserkreis handelte, daß mit einem vergleichsweise sehr großen Interesse an römischer Geschichte zu rechnen war und daß die damaligen viel mehr Zeit hatten als die heutigen Leser).

Was immer die Verleger Mommsen sonst noch mit auf den Weg gegeben haben, es war ihm rasch klar, daß seine Geschichte Darstellung sein, also die Belege und Begründungen in der Regel auslassen mußte. Es gab ein abschreckendes Beispiel für das Gegenteil, die allseits berühmte, aber schlechterdings unlesbare Römische Geschichte Barthold Georg Niebuhrs.

Natürlich hatte Mommsen schon von Hause, von Schule und Universität her, exzellente und, wie immer bei ihm, sehr exakte Kenntnisse der römischen Geschichte, bevor er überhaupt anfang. Er hat die Quellen für sein Buch gründlichst studiert, auch verschiedene Untersuchungen angestellt. Die Römische Geschichte beruht im kleinen wie im großen auf Forschung. Das war – und ist – überall zu spüren; nur daß es eben in dem „lesbaren, notenlosen“ (W. 1) Buch nur ausnahmsweise in Anmerkungen ausgewiesen werden konnte. Man hat ihn daher immer wieder bekümmert, die Begründungen für seine Ausführungen nachzuliefern; wozu er sich indes nicht verstehen konnte; von einigen Aufsätzen, die in diesem Sinne zu werten sind, abgesehen. Es hätte ganze Bände ergeben.

Daß eine solche Geschichte geschrieben werde, schien Mommsen eine dringende Aufgabe zu sein. Als er gerade mit seiner Arbeit begonnen hatte, im Sommer 1850, schrieb er seinem Freund Wilhelm Henzen: „Überdies habe ich teils meiner Subs-

stanz wegen, teils weil die Arbeit mich sehr anmutet, zugesagt und wirklich angefangen, eine lesbare, nicht allzu ausführliche römische Geschichte – Darstellung, nicht Untersuchung – zu schreiben. Zu solchen Arbeiten ist es wahrlich hohe Zeit; es ist mehr als je nötig, die Resultate unserer Untersuchungen einem größeren Kreise vorzulegen, um uns nicht gänzlich vom Platz verdrängen zu lassen“ (W. 3). Das klingt – und ist – sehr aktuell.

Eigenartigerweise hatte sieben Jahre zuvor Jacob Burckhardt, sein Altersgenosse, der dann immer mehr zu einem Antipoden werden sollte, in einem Brief an Gottfried Kinkel ähnliches bemerkt: „Die Philologie beweist ihren geistigen Bankerott immer mehr dadurch, daß sie noch nicht Eine gute Darstellung des Alterthums hervorgebracht hat. Man wird noch den Triumph erleben, daß die erste lesbare alte Geschichte ohne Zuthun der Philologen an’s Tageslicht treten wird“.⁵ Die Frage war nur, wie man dabei zu Werke zu gehen hatte.

1874 hat Mommsen selbst in seiner Rektoratsrede⁶, hier in der Friedrich-Wilhelms-Universität, gesagt: „Der Geschichtsschreiber gehört vielleicht mehr zu den Künstlern als zu den Gelehrten“. *Mehr*, nicht zu den Künstlern *statt* zu den Gelehrten. Und: vielleicht! Begründet hat er das damit, daß „der Schlag, der tausend Verbindungen schlägt, der Blick in die Individualität der Menschen und Völker [...] in ihrer hohen Genialität alles Lehrens und Lernens spotten“. Das hieß, daß man eben auf dem üblichen lehr- und lernbaren Weg der Forschung nicht zu großer Geschichtsschreibung gelangt. Wir kennen aus einem anderen, kaum lange nach dem an Henzen geschriebenen Brief vom 2. August 1850 eine ähnliche Äußerung Mommsens: „Es geht in der deutschen Philologie wie in andern Dingen: guter Wille und Fähigkeit und Gelegenheit fehlen nicht, aber wohl die Konzentration und die Verbindung zum Ganzen, das doch allein brauchbar ist“.⁷ Da wird nur die Verbindung zum Ganzen noch nicht der Kunst zugesprochen.

Hatte Mommsen 1874 spezielle Gründe, über die wir nur spekulieren können, um hier Kunst und Genialität ins Spiel zu bringen? Oder war ihm nur der Abstand zwischen den Ansprüchen, die an Gelehrsamkeit und Forschung zu stellen sind, und denen der Geschichtsschreibung inzwischen sehr viel deutlicher geworden? Jedenfalls ist der Weg von dem, was Gelehrsamkeit zu vermitteln vermag, zu dem, was Geschichtsschreibung braucht, weit. Auswahl, Akzentuierung, Gruppierung der Materien, insbesondere aber das Stiften von Zusammenhang im Kleinen wie vor allem im Großen – dies und vieles andere ist eine Aufgabe ganz eigener Art.

⁵ Brief vom 7. Februar 1843. In: Burckhardt, Jacob, Briefe. Band 1: 1818–Mai 1843, Basel 1949, S. 234f. Ähnlich schon: Boeckh, August: Die Staatshaushaltung der Athener 1, Berlin 1817, V. Dort freilich ist primär an wissenschaftliche Adressaten, nicht an ein breiteres Publikum gedacht.

⁶ Mommsen, Theodor: Reden und Aufsätze, Berlin 1905, S. 3ff.

⁷ Brief an Carl Halm. Zitiert nach Wucher (Anm. 1), S. 34.

Gewiß haben alle Probleme der Darstellung mit den Quellen wie mit den aus ihnen zu erschließenden Tatbeständen zu tun. Vieles muß, eben weil es in bestimmten Zusammenhängen fraglich ist (oder gebraucht wird), eigens neu untersucht werden. Man ist durchaus als Historiker bei der Sache. Man ist an seine Wissenschaft gebunden. Aber wenn es wirklich gelingen soll, das Ganze einer Geschichte in schriftliche Form zu fassen, ist man zugleich als Schriftsteller gefordert. Sofern man jedenfalls nicht nur an den Ereignisabfolgen und den Berichten darüber sich entlanghangeln, also kompilieren will. Kunst (wenn man schriftstellerische Tätigkeit denn so bezeichnen will) ist von Wissenschaft nicht zu trennen. Das hat schon Ranke so gesehen, für den Historie „zugleich eine Wissenschaft und Kunst“ umfaßt.⁸ Es geht darum, „Erkenntnis und Darstellung sich zu einer Einheit zusammenschließen zu lassen“.⁹ Geschichtliche Darstellungen im Sinne Mommsens dienen keineswegs nur der Vermittlung an ein breiteres Publikum, sondern auch „in der ihnen spezifischen Weise [...] der Erkenntnis [...]. Geschichtliche Wahrheit vermittelt sich nicht nur auf makroskopische Weise besser als durch mikroskopische Untersuchungen [...], sondern enthüllt auch eine eigene Beweiskraft, welche der einer zeitraubenden Erörterung mitunter überlegen ist“.¹⁰ „Wie bei einem Bild müssen auch hier mannigfache Teile in Beziehung zueinander gesetzt werden. Das ist ein eigenständiges Unternehmen, denn allein von den einzelnen Teilen aus und der beschränkten Auskunft, die sie über sich geben, ist es niemals durchzuführen. Die historische Synthesis ist deshalb eine besondere Leistung, eine konstruktive Leistung“ (Heuß Ge. 69).

Mit der Kunst des Geschichtsschreibers ist also ein wichtiges, in mancher Hinsicht unentbehrliches Organon historischer Erkenntnis gemeint. Gerade Alfred Heuß, der Historiker, der Mommsen im 20. Jahrhundert doch wohl am kongenialsten war und seinerseits als Geschichtsschreiber mehrfach hervorgetreten ist, hat das nachdrücklich betont.

Daß, wer sich an ein breiteres Publikum wendet, manches nicht voraussetzen kann und vor allem eine zugängliche, verständliche Sprache sprechen muß, versteht sich von selbst. Eben damit ergibt sich eine besondere Notwendigkeit, die Dinge zu durchdenken und manche Voraussetzungen explizit zu machen. Vermeidung von Fachtermini kann durchaus einen Gewinn nicht nur an Verständlichkeit, sondern auch an Erkenntnis mit sich bringen. Zu einer besonderen Kunst gedeiht das Unternehmen, wenn Sprachmächtigkeit, Spannung, Rhythmus, Umsicht, Einbildungskraft und anderes hinzukommen – wie im Falle Mommsens, in welchem der Anspruch, daß Geschichtsschreibung ein literarisches Genus ist, in hohem Maße erfüllt ist. Da kann man wirklich von hoher Kunst sprechen. Daß diese Kunst häufig abschätzig

⁸ Rede zum Antritt der ordentlichen Professur an der Universität zu Berlin im Jahre 1836. Abgedruckt bei Hardtwig, Wolfgang: Über das Studium der Geschichte, München 1990, S. 56.

⁹ Heuß, Alfred: Römische Geschichte, Braunschweig 1960, S. 520.

¹⁰ Heuß, Alfred: Gesammelte Schriften in 3 Bänden, Stuttgart 1995, S. 821.

beurteilt wird, führte Mommsen einmal darauf zurück, daß „die meisten Leute und besonders Philologen (das Wort offenbar im Sinne von Gelehrten gemeint. C. M.) [...] mehr oder minder lange Scheuklappen“ tragen und „alle Dinge nur unter einem Winkel“ sehen; „die werden dann böse, wenn man ihnen bedeuten will, daß der Horizont ein Kreis ist“ (W. 51).

Mommsen hat selbstironisch gerne und häufig von Geschichtsklitterung gesprochen, einmal auch von der „seltsamen Nachtwandelei des Schriftstellers“ (W. 20 u.ö. 114).

Historiographie ist, seit Herodot sie erfand, also wohl: notwendigerweise, ein sehr eigenartiges Genus. Ihre großen Werke genügen allesamt hohen literarischen Ansprüchen. Und sie sind in aller Regel durch eine Frage bestimmt. Herodot wollte wissen, wie es zum Konflikt zwischen Griechen und Persern kam und warum die Griechen siegten. Die einfachen Antworten (für den Sieg also etwa: Die Götter wollten es so, Europa und Asien sollten getrennt bleiben, die Griechen waren tapferer, klüger etc.) reichten ihm nicht aus. Er wollte nachvollziehen, wie es zu Krieg und Sieg kam, Schritt für Schritt in der Aufeinanderfolge und Verkettung der Ereignisse. Aber indem er sich daran machte, hat er sich nicht streng auf die Frage beschränkt, vielmehr vieles auch von dem, was am Wege lag, erzählt. Glücklicher- und letztlich auch konsequenterweise: Denn das Geschehen ist komplizierter, die Menschen tun alles mögliche, was sich nicht unbedingt dem Richtungssinn historischer Abläufe fügt. So pflegt der Historiker, auch wo ihn vor allem eine große Frage bestimmt, von der Vergangenheit des Volkes oder der Periode, die er behandelt, von den damaligen Ereignissen und Zuständen insgesamt zu erzählen. So natürlich auch Mommsen, und der sogar ziemlich ausführlich und umfassend. Umfassend nicht nur in Hinsicht auf die politisch-militärische, die sogenannte pragmatische Geschichte, sondern auch auf die „inneren Verhältnisse“, Recht und Wirtschaft, Literatur etc.

Den Zusammenhang, die Einheit, den Roten Faden jedoch, auch die große Spannung gewinnt seine Geschichte aus seiner zentralen Frage, die deren Ganzem gilt. Einen sehr guten Einstieg dazu bietet der „Abschluß“ genannte Abschnitt in Mommsens kleiner Schrift „Die Schweiz in Römischer Zeit“ aus dem Jahre 1854, als er mitten in der Arbeit an der Römischen Geschichte steckte. Der Passus blickt vordergründig zurück auf die Geschichte der Schweiz. Aber gemeint ist offensichtlich zugleich, ja in erster Linie die Römische Geschichte.

Er spricht vom Untergang der antiken Kultur und fügt an: „Als man soweit war, daß, wer überhaupt noch nachdenken mochte, es nicht weiter brachte als zur Verzweiflung am irdischen Leben, war es freilich Zeit, daß der Sturmwind kam, dies abgestorbene Wesen auszukehren und mit einer neuen Barbarei die Möglichkeit einer neuen Entwicklung heranzuführen“.

Da wird, so scheint es, der Inhalt des projektierten Schlußkapitels schon einmal bezeichnet: Das Christentum und die Tabula rasa, auf der (im Mittelalter) Neues entstehen konnte. Wie immer in der Weltgeschichte. Denn, so Mommsen in der Einleitung

zur Römischen Geschichte, dem Menschengeschlecht wird, „so wie es am Ziele zu stehen scheint, die alte Aufgabe auf weiterem Felde und in höherem Sinne neu gestellt“ (1,4). Durch das Auf und Ab der Kulturen vollzieht sich also, aufs Ganze gesehen, eine Aufwärtsbewegung. Innerhalb derer haben die einzelnen Kulturen ihre „Aufgabe“.

Dann spricht Mommsen übergangslos und ohne ersichtlichen Zusammenhang von der Forschung im Gefolge Niebuhrs (ohne den Namen zu nennen), die sich „auf kindliche, nicht selten auch recht kindische Weise“ auf die Anfänge von Geschichte kaprizierte. Er sieht darin ein „unerfreuliches Symptom des Mangels an politischem Sinn und historischem Ernst“. „Wenig besser als die ältere Weise, welche aus der Geschichte einen Notizzettel machte“ (also eine Aneinanderreihung von Noten).

Anschließend geht es mit wieder etwas anderem weiter, indem Mommsen nun auf die Geschichtsschreibung zu kommen scheint: „Weder gibt es eine Geschichte ohne Phantasie, noch ist alles Geschichte, worüber alexandrinische und mitlebende Philologen zu phantasieren beliebten und beliebt“. Dieses Phantasieren ist allem Anschein nach etwas anderes als die Phantasie, die nach seinem Urteil für die Geschichtsschreibung notwendig ist: „Die Phantasie ist wie aller Poesie so auch aller Historie Mutter“, heißt es 1885 in der Einleitung zum fünften Band. Sie muß sich offenkundig mit politischem Sinn und historischem Ernst verknüpfen, sonst schweift sie unkontrolliert herum.

Schließlich, gleich anschließend, der Hauptpassus: „Die rechte Geschichtsforschung (es ist von Forschung die Rede, obwohl in erster Linie *Geschichtsschreibung* gemeint zu sein scheint. C. M.) sucht nicht in möglichster Vollständigkeit das Tagebuch der Welt (also die Ereignisse. C. M.) wiederherzustellen, auch nicht den Sittenspiegel (also die Zustände. C. M.) zu exemplifizieren; sie sucht die Höhen und die Überblicke, und von glücklichen Punkten und in glücklichen Stunden gelingt es ihr herniederzusehen (!! C. M.) auf die unwandelbaren Gesetze des Notwendigen, die ewig feststehen wie die Alpen, und auf die mannigfachen Leidenschaften der Menschen, die wie die Wolken um sie kreisen, ohne sie zu ändern“.

Unwandelbare Gesetze des Notwendigen – das klingt nach Hegel, das ist auch, obzwar in einem sehr allgemeinen Sinne, hegelisch gedacht (so wenig man anzunehmen hat, daß Mommsen sich viel mit dem Philosophen beschäftigt hätte. Aber dessen Gedanken lagen in der Luft). Mommsen setzt voraus, daß es solche Gesetze gebe. Und er findet sie in der römischen Geschichte am Werk. Immer wieder weist er in der Römischen Geschichte darauf hin. Und daß die mannigfachen Leidenschaften der Menschen daran nichts ändern können, sucht er in seiner Darstellung deutlich zu machen. Es stellt sich in ihr ein sehr eigentümliches Verhältnis heraus zwischen durchhaltenden Tendenzen (eben den Gesetzen des Notwendigen), wenigen großen Entscheidungssituationen (in denen man den Eindruck bekommen könnte, einiges am Walten dieser Gesetze stünde auf dem Spiel) und der übrigen Ereignisgeschichte. Alfred Heuß spricht vom „virtuos gehandhabten Zusammenspiel allgemeiner geschichtlicher Bestimmung und situationsgebundenen Handelns“ (Ms. 82).

Der Hauptstrang der Römischen Geschichte verläuft durch die politisch-militärische Geschichte, welche freilich unterfangen ist von der nach Mommsen kontinuierlich bestehenden Verfassung, die nur im einzelnen Veränderungen unterworfen ist.

Vergewissern wir uns zunächst – in notgedrungen ganz groben Zügen – der Gesetze des Notwendigen, die die römische Geschichte nach Mommsen durchziehen. Der Ausgangspunkt ist bestimmt durch die Eigenart der Beteiligten. Mommsen zeichnet zunächst, aufgrund von Rückschlüssen, gemeinsame Eigentümlichkeiten von Griechen und Römern, sodann einige Spezifika, durch die sich die Römer (und Latiner) von den Griechen unterschieden. Letztlich läuft es darauf hinaus, daß Rom eine Ordnung hatte (von vornherein), die es ihm ermöglichte, einen starken „Staat“ auszubilden. Eine mächtige Monarchie (sowie in ihrer Nachfolge mächtige Obermagistrate) und eine ihrerseits mächtige Bürgerschaft, die aber bereit war, zu gehorchen.

Eine recht merkwürdige Vorstellung, weil ohne Gegensätze, ohne Interessen, ohne Mechanismen, sie auszugleichen, gedacht. Doch darum geht es hier nicht. Letztlich aus dieser Ordnung resultierte nach Mommsen Roms Überlegenheit, zunächst im engeren Umkreis, zunehmend aber auch darüber hinaus. Und wenn es auch Kämpfe gab und die Entscheidung gelegentlich (zumal in der Auseinandersetzung mit den Samniten) offen zu sein schien: Offensichtlich war es für ihn notwendig, daß Italien sich einigte – und mehr oder weniger auch, daß dies unter Roms Führung geschah.

Da die Verhältnisse im damaligen Mittelmeerraum aber relativ labil waren und die Mächte nicht fähig, ein Gleichgewicht untereinander auszubilden oder gar: durchzuhalten, schloß sich an die Einigung Italiens die weitere Ausdehnung der römischen Macht nach Mommsen geradezu notwendig an. Die Römer wollten gar nicht erobern, die Dinge liefen einfach darauf hinaus, daß sie es taten. Unter der Führung des Senats, dessen Regime bei dieser Gelegenheit ausdrücklich gelobt wird (1,317 ff.); ungewöhnlicherweise, zumal es eigentlich nicht dem „Staatsrecht“ entspricht. Rom entwickelte sich „mit wunderbarer, fast mathematischer Folgerichtigkeit“ zur Größe (2,452). „Kraft des Gesetzes, daß das zum Staat entwickelte Volk die politisch unmündigen, das zivilisierte die geistig unmündigen Nachbarn in sich auflöst – kraft dieses Gesetzes, das so allgemeingültig und so sehr Naturgesetz ist wie das Gesetz der Schwere, war die italische Nation [...] befugt, die zum Untergang reifen griechischen Staaten des Ostens sich untertan zu machen und die Völkerschaften niedrigerer Kulturgrade im Westen [...] durch ihre Ansiedler zu verdrängen“ (3,220).

Nur – die Senatsoligarchie konnte auf die Dauer gar nicht in der Lage sein, das über Italien hinauswachsende Imperium angemessen zu regieren. Also brauchte man – wieder – eine Monarchie. Das lag für Mommsen auf der Hand. Schon relativ sehr früh. Aber es lag nicht auch für die Römer auf der Hand, vor allem nicht für deren Aristokraten. Diese waren mit der Republik, mit der sie die Welt erobert hatten, die gleichsam ihre Natur geworden war, mehr oder weniger zufrieden, kannten jedenfalls für sich nichts Besseres. Sie entsprach den Machtverhältnissen wie den Bedürfnissen all derer, die dort etwas zu vermelden hatten.

Mommsen aber sah das anders. Er meinte, daß sich ein unmöglicher, unerträglicher Zustand herausbildete; ungerecht und ineffizient – was für ihn nahezu auf das Gleiche hinauslief. Er sah durch das Sein hindurch auf das Sollen, auf die Aufgabe, die den Römern zugeordnet war. Und er fand Regierung ungeheuer wichtig, so daß er zum Beispiel auch meinte, „Fähigkeit zum Regiment“ lasse jede Revolution und jede Usurpation „vor dem Richterstuhl der Geschichte gerechtfertigt erscheinen“ (1,318). Oder auch: „Wenn eine Regierung nicht regieren kann, hört sie auf, legitim zu sein, und es hat, wer die Macht, auch das Recht, sie zu stürzen“ (2,69). Wobei unter Regierung weit mehr zu verstehen war als „die Erledigung laufender Geschäfte“.

Mommsen fand zudem, und das ist vor allem hervorzuheben, daß die Unmöglichkeit dieses Zustands den Handelnden durchaus erkennbar gewesen wäre (jedenfalls, bei einigem Verstand, hätte erkennbar sein müssen). Und – daß diese, mit Hilfe der Volksversammlung, welche in Rom ja potentiell sehr einflußreich war, oder mit Hilfe des Militärs durchaus die Macht gehabt hätten, eine Monarchie zu begründen und die Dinge wieder ins Lot zu bringen.

Da das aber lange Zeit über mit Ausnahme von Gaius Gracchus keiner versuchte, gerieten die Gesetze des Notwendigen, salopp gesagt, in einen Stau. Nicht aber Mommsens Darstellung! Denn die gewann nun zusätzlichen Schwung – und Spannung – dadurch, daß er nach vorne drängte und von Situation zu Situation das Personal auf einen Retter hin durchmusterte, um in der Regel zu finden, daß die Herren beschränkt, feige, leidenschaftslos und alles mögliche dergleichen sonst noch waren. Man könnte eine ganze Sammlung möglicher Charakterisierungen unzulänglicher Politiker, unzulänglicher Menschen aus der Römischen Geschichte zusammenstellen; kaum ein einschlägiges Wort würde fehlen. Kübelweise wird Hohn und Spott über die armen ausgeschüttet. Wundervoll sarkastische Passagen finden sich – bis schließlich Caesar wie ein rettender Engel, ja fast wie ein Gott erscheint, am Ende eine Monarchie begründet, die zugleich demokratisch gewesen sein soll; hier kehrt Rom, verändert, zu seinen Anfängen zurück, welche „staatsrechtlich“ nach Mommsens eigentümlicher Auffassung ohnehin kontinuierlich durchgewaltet hatten.

Caesar vermochte außerdem die römische und die griechische Kultur zusammenzufügen. Und da er zuvor durch die Eroberung Galliens Rom gegen die Germanen gesichert hatte, konnte er „der hellenisch-italischen Kultur die nötige Frist“ gewinnen, „um den Westen ebenso zu zivilisieren, wie der Osten bereits von ihr (! C. M.) zivilisiert war“. Ohne Caesar „würde unsere Zivilisation zu der römisch-griechischen schwerlich in einem innerlicheren Verhältnis stehen als zu der indischen oder assyrischen Kultur. Daß von Hellas' und Italiens vergangener Herrlichkeit zu dem stolzeren Bau der neueren Weltgeschichte eine Brücke hinüberführt [...], das ist Caesars Werk“ (3,300f.). Er war also gleichsam das *katechon* der Antike. Hier hing einmal wirklich alles an einem Mann. Ohne ihn hätte die Völkerwanderung schon damals eingesetzt. So hat die römische Geschichte dank seiner auch die Weichen weit über die Antike hinaus gestellt. Übrigens kommt Mommsen hier wieder Hegel nahe, für den Caesar der Geschäftsführer des Weltgeistes war. Der Unterschied besteht nur

darin, daß er ihn auch zu einer geradezu übermenschlichen Größe steigert. Das hatte Hegel nicht nötig, die List der Vernunft konnte auch die „partikulären“ Zielsetzungen eines höchst selbstbezogenen Individuums zu ihrem Werkzeug machen. Für ihn war nur die Funktion entscheidend. Aber Mommsen hat eben nicht – trotz Alfred Heuß' gegenteiliger Behauptung (Ms. 71.79ff.) – dialektisch gedacht. Für ihn entsprach die nahezu überirdische Größe, zu der er Caesar steigerte, der gewaltigen Aufgabe, die er nach seiner Meinung in der Geschichte Roms und des Abendlandes zu verrichten hatte.

Durch die Gesetze des Notwendigen also gewinnt Mommsens Geschichte ihre Einheit, ihren immer wieder in entsprechenden Bemerkungen durchscheinenden Roten Faden, auch den Schwung, der den Leser an der Hand des fordernden, aufmunternden und – wenn es vergeblich war – vorwurfs- und kraftvoll verzweifelnden Autors auch über die Zeiten wirklichen oder angeblichen Stillstands hinwegträgt. Übrigens verhilft die Notwendigkeit nach Mommsen auch zur wissenschaftlichen Einsicht. Denn „das durch notwendige Gesetze der Entwicklung Geforderte“ ist auch da zu postulieren, „wo es in der Überlieferung verwirrt und aus ihr verschollen ist“.¹¹ Mit Hilfe der Notwendigkeit läßt sich auch vieles rechtfertigen.

Doch soll man nicht übersehen, daß mit der Notwendigkeit die Freiheit im Spiel war, daß die Leidenschaften mit ihr in Konflikt gerieten. Die Handlungen der Menschen und die Verwicklungen zwischen ihnen gehen im Notwendigen keineswegs auf. Die Geschichte ist viel komplizierter.

Auf eine dieser Komplikationen kommt Mommsen bei der Behandlung des Polybios zu sprechen (im vierten Buch, im Zusammenhang des Kapitels „Literatur und Kunst“). Er ist voller Anerkennung für den griechischen Geschichtsschreiber, setzt sich – und seine Geschichte – aber deutlich von ihm ab. Polybios' „ungemeine Vorzüge“, meint er, machten „noch keineswegs einen Geschichtsschreiber ersten Ranges. Polybios faßt seine literarische Aufgabe wie er seine praktische faßte, mit großartigem Verstand, aber auch nur mit dem Verstande. Die Geschichte, der Kampf der Notwendigkeit und der Freiheit, ist ein sittliches Problem; Polybios behandelt sie, als wäre sie ein mechanisches. Nur das Ganze gilt für ihn, in der Natur wie im Staat“; das entspräche in gewissem Sinn der römischen Geschichte, in welcher „das besondere Ereignis, der individuelle Mensch, wie wunderbar sie auch erscheinen mögen, [...] doch eigentlich nichts als einzelne Momente (sind), geringe Räder in dem höchst künstlichen Mechanismus, den man den Staat nennt“. Allein, „das Moment der sittlichen Freiheit waltet in jeder Volksgeschichte und wurde auch in der römischen von Polybios nicht ungestraft verkannt. Polybios' Behandlung aller Fragen, in denen Recht, Ehre, Religion zur Sprache kommen, ist nicht bloß platt, sondern auch gründlich falsch“ (2,452). Gleichgültig, wie es um Polybios' Geschichte steht, von diesem Bild hebt sich diejenige Mommsens deutlich ab. Man braucht nur an seine farbigen Charakterisierungen unzähliger Persönlichkeiten zu denken.

¹¹ Zitiert nach Rebenich (Anm. 1), S. 125.

Insbesondere ragen in diesem Zusammenhang seine Würdigungen Besiegter hervor. Nachdem Rom in Italien schon manche Eroberung gemacht hatte, ja als es fast im Begriff war, die Einigung – oder auch: Unterjochung – Italiens zu vollenden, stellten sich ihm die Samniten entgegen. Damals hätte „eine gemeinsame Anstrengung der jedes für sich Rom nicht gewachsenen Völker [...] vielleicht die Ketten noch sprengen“ können (1,362). Sehr selten, daß Mommsen solche kontrafaktischen Überlegungen anstellt. Bei diesem „Kampf um die Freiheit und die Nationalität, den die Italiker gegen Rom zu führen hatten“, hatten die Samniten, so heißt es weiter, „die erste Stelle und die schwerste Last zu übernehmen“. Sehr merkwürdig: Die Italiker „hatten“ diesen Kampf um die Freiheit und die Nationalität „zu führen“. Warum eigentlich? Wer hatte ihnen das auferlegt? Und gleich darauf heißt es von den Samniten: „Die Geschichte darf dem edlen Volk das Zeugnis nicht versagen, daß es seine Pflicht begriffen und getan hat“. Was für eine Pflicht und gegen wen? Was verpflichtete sie, sich den Römern entgegenzustellen, jenem Volk, von dem eigentlich die – notwendige – Einigung Italiens zu erwarten war?

Man liest im folgenden, wie es die Samniten mit den Römern aufnahmen, mit einigen Verbündeten, aber im wesentlichen auf sich gestellt. So konnten sie ihnen zwar große Schwierigkeiten bereiten, sich aber schließlich nur „zur hoffnungslosen Gegenwehr mit jenem Mut freier Männer“ rüsten, „der das Glück zwar nicht zwingen, aber beschämen kann“ (1,380). Da nichts direkt darauf hinweist, warum und inwiefern die Samniten „ihre Pflicht begriffen und getan haben“, scheint sich dies für Mommsen von selbst verstanden zu haben. Und man kann es nicht anders deuten, als daß es für ein freies Volk, das zudem auf seine Ehre hält, eben Pflicht ist, für seine Freiheit zu kämpfen. Später ist es der „verlorene Haufen“ der Kimbern, von dem Mommsen meint, er habe „seine Schuldigkeit“ getan (2,187). Auch hier kann es nur die Schuldigkeit gegen sich selbst sein, welche gemeint ist.

Ähnlich werden Hamilkar und Hannibal gewürdigt, die „auf Jahre dem Schicksal in die Zügel fallen, bis die Räder über sie hinrollen“ (1,632). Wieder zählt das Moment der sittlichen Freiheit, der Ehre, der eigenen Würde. Darauf zielen die Erwartungen des Historikers, aber allzu oft werden sie enttäuscht, weil die Menschen versagen. Ein besonderes Beispiel für solches Versagen geben die Achaier, als sie die Römer an der Nase herumzuführen suchen: „Das Treiben hätte Anspruch wo nicht auf Billigung, doch auf Nachsicht, wenn die Führer zum Kampf entschlossen gewesen wären und den Untergang der Nation der Knechtschaft vorgezogen hätten“. Doch dachten sie nicht „an einen solchen politischen Selbstmord – man wollte politisch frei sein, aber eben doch vor allem leben“ (1,749).

Bemerkenswerterweise läßt Mommsen aber den – am Ende – von Caesar besieigten Verfechtern der römischen Republik keine so freundliche Würdigungen zuteil werden. Obwohl auch der jüngere Cato etwa das Glück zwar nicht hat zwingen, aber beschämen können. Was Lucan später in den berühmten – und Mommsen gewiß bekannten – Vers gefaßt hat: *victrix causa diis placuit, sed victa Catoni*.

Aber Cato hat sich nicht der römischen Unterjochung, sondern der caesarischen Monarchie entgegengestellt. Da zählte offenbar nicht Freiheitsliebe, auch nicht Liebe zur Republik, sondern nur Uneinsichtigkeit. Und wohl auch, daß Cato – wie eigentlich alle andern außer Caesar – die Aufgabe Roms nicht begriff und nicht anpacken wollte. Es ging entscheidend darum, was Rom zu tun hatte; Cato dagegen war nur ein Individuum, das sich dem nicht fügte. Dessen ungeachtet hat Mommsen ihm anlässlich seines Todes einen gewissen Respekt gezollt. Er rühmt seine Ehrlichkeit und findet „mehr Adel und vor allem mehr Verstand“ in seinem Tod als in seinem Leben. Er habe das dem Untergang verfallene System in dessen Agonie mutig und ehrlich vertreten, und schließlich beruht „alle Hoheit und Herrlichkeit der Menschennatur [...] nicht auf der Klugheit [...], sondern auf der Ehrlichkeit“ (3,459). Oder war das weniger Respekt als Ironie (wie jetzt Gerrit Walther es gedeutet hat)?

Überall in seinem Werk, bis in den Stil hinein, ist zu beobachten, daß Mommsen die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte ungemein hoch veranschlagt. Das kommt besonders dort zum Ausdruck, wo sich schwierige strukturelle Probleme stellen. Er rechnet so gut wie gar nicht damit, daß die Verhältnisse stärker sein können als die Personen; daß die Aporien, vor denen diese sich unter Umständen finden, objektiv gegeben sind; daß Mißstände derart eingerissen sind, daß es zumindest zunächst einmal keine Ansatzpunkte zu ihrer Behebung gibt.

Nein, wenn Mißstände da sind, gibt es auch Möglichkeiten, ihnen zu begegnen. Man muß nur klug genug sein, sie zu erkennen, und mutig, ja leidenschaftlich genug, sie zu nutzen. Wenn die Monarchie notwendig ist, ist sie auch möglich. Da dies in der Römischen Republik nach seiner Meinung schon frühzeitig der Fall ist, kann er einen Politiker nach dem andern darauf abklopfen, ob er das Zeug hat, das Fällige zu tun. Um so schärfer – und verständnisloser – Mommsens Urteil, wenn einer vor den Anforderungen versagt. Zugrunde liegt dem ein außerordentlicher Handlungs- und Möglichkeitsoptimismus; ein freudiger Schwung, der alles Lahme und Blasse abstrahlt: Pompeius „war nicht grausam [...], aber, was vielleicht schlimmer ist, kalt und im Guten wie im Bösen ohne Leidenschaft“ (3,11).

Personen, die er verehrt, nicht nur Caesar, sondern zum Beispiel auch Hannibal teilt er sehr viel Wissen zu: Hannibal wußte eigentlich alles, was passieren konnte, Caesar alles, was zu tun war – mit Ausnahme einer einzigen (bezeichnenden) Illusion: Denn er wußte nicht, daß die demokratische Monarchie unmöglich, die Militärmonarchie unausweichlich war.

Andere, so meint Mommsen, wissen zwar, wo das Übel sitzt, tun aber nichts dagegen. „Man täuschte sich damals so wenig wie jetzt über den wahren Sitz des Übels, allein jetzt so wenig wie damals brachte man es auch nur zu einem Versuch an der rechten Stelle zu bessern. Man sah es wohl, daß das System die Schuld trug; aber man blieb auch diesmal dabei stehen, einzelne Personen zur Verantwortung zu ziehen [...]“ (2,178). Indem freilich Mommsen deutlich macht, was hätte getan werden müssen (und damit indirekt: was *er* getan hätte), können sich seine Leser mit ihm den Handelnden weit überlegen fühlen.

Was man in bestimmten Situationen hätte wissen und angesichts der Machtverhältnisse hätte tun können, fragt er sich in der Regel nicht. Und wenn er es tut und wenn es sich als durchaus fraglich erweist, was sich angesichts größerer Probleme ins Werk setzen läßt, so erwartet er zumindest edle oder hohe Absichten, und sei es, wie im Falle der Achaier, den politischen Selbstmord eines ganzen Volkes. Oder zu Rom: „Das Mißbehagen der Menge, der sittliche Unwille der Besseren fanden wohl in dieser Opposition ihren [...] kräftigen Ausdruck. Aber man sieht weder eine deutliche Einsicht in die Quelle des Übels noch einen festen Plan, im großen und ganzen zu bessern. Eine gewisse Gedankenlosigkeit geht hindurch durch diese [...] so ehrenwerten Bestrebungen, und die rein defensive Haltung der Verteidiger weissagt wenig Gutes für den Erfolg. Ob die Krankheit überhaupt durch Menschenwitz geheilt werden konnte, bleibt billig dahingestellt“. „Allein, man vermißt ein hohes politisches Ziel“, hatte er zuvor festgestellt (1,823). Das also ist sein Maßstab, selbst angesichts einer durch Menschenwitz möglicherweise gar nicht zu heilenden Krankheit. Das sieht aus, wie wenn man hohe (und doch wohl realistische) Ziele einfach von den Bäumen pflücken könnte. Aber so dachte Mommsen offenbar – damals.

Insgesamt gibt er sich wenig Mühe, sein eigenes Wissen ex post von dem der Zeitgenossen abzuheben. Vielmehr vermittelt er den Eindruck, sich unsichtbar unter den Zeitgenossen zu bewegen, wissend, worum es geht, und bereit, es zu tun, und eben damit alle andern beschämend, die das nicht wissen und, selbst wenn sie es wissen, nicht tun.

Der große Atem, der die ganze Geschichte durchwaltet, bestimmt die Gliederung, die Akzentuierungen sowie vielerlei Einzelheiten. Wenige Hinweise mögen genügen. Mommsens schriftstellerisches Temperament drängt ihn dazu, die Dinge zu dramatisieren. Aber er verzichtet darauf, dies in einer ganzen Reihe von Situationen zu tun, die innerhalb der Ereignisgeschichte bedeutsam waren und höchst eindrücklich erlebt worden sein müssen und von denen wir zum Teil auch dank ausführlicher (und guter) Quellen einiges wissen. Das ist der Fall etwa bei der Situation nach Roms großer Niederlage gegen Hannibal am Trasimenischen See (1,597), beim Verfassungsbruch des Tib. Gracchus und der ersten von der Senatsmehrheit veranstalteten Lynchjustiz, die ihm folgte (2,88.90), oder bei der Senatsdebatte vor der Hinrichtung der Catilinarier (3,189f.). Die Verzweiflung nach Cannae wird ganz in die Schilderung des senatorischen Handelns eingefangen (1,609ff.). Es ist also vornehmlich die große Bewegung, der vorwärtsdrängende Prozeß der Geschichte, was Mommsen so eindringlich zum Drama macht.

Und es sind die großen Zusammenhänge, die ihm wichtig sind, samt den Beziehungen einzelner Ereignisse zu ihnen. Wo er das Aufkommen des Partherreichs schildert, schließt er die Bemerkung an: „Auf die Völkerflut, die bisher von Westen nach Osten sich ergossen und in dem großen Alexander ihren letzten und höchsten Ausdruck gefunden hatte, folgt die Ebbe.“ Er sieht „jene rückläufige Bewegung“ eingeleitet, „deren letzte Ausläufer im Alhambra von Granada und in der großen Moschee von Konstantinopel endigen“ (2,62).

Wenn König Pyrrhus die Bühne betritt, spricht Mommsen von dem „wunderbaren Zauber“, der sich an seinen Namen knüpft, und führt ihn wesentlich darauf zurück, daß er der erste Grieche war, der den Römern gegenübertrat. „Der Kampf zwischen Phalangen und Kohorten, zwischen der Söldnerarmee und der Landwehr, zwischen dem Heerkönigtum und dem Senatorenregiment, zwischen dem individuellen Talent und der nationalen Kraft“ wurde damals zuerst durchgeföhnt. Es lasse sich schon ahnen, daß „der Sieg Roms über die Hellenen ein anderer sein wird als der über Gallier und Phönikier und daß Aphroditens Zauber erst zu wirken beginnt, wenn die Lanze zersplittert und Helm und Schild beiseite gelegt ist“ (1,386). Dann wird sich das Übergewicht, das die Griechen überall außer im Militärischen besaßen, erweisen.

Auch bei der Gliederung der Materien ist dafür gesorgt, daß geschlossene Zusammenhänge entstehen. Chronologisch Zusammengehöriges wird unter Umständen weit auseinandergerissen (und die Verknüpfung von Innen- und Außenpolitik vernachlässigt), indem die verschiedenen Teile der Geschichte, etwa Außen- und Innenpolitik für sich in zielstrebig konzipierten Abschnitten behandelt werden. Zwischen den zumeist sehr pointierten Anfangs- und Endpassagen der Kapitel spannen sich wohlgeplante Bögen.

Wie ganze Perioden mit gewaltigen Worten unter Vorzeichen gestellt werden, zeigen etwa die ersten Sätze des geplanten vierten Bandes: „Das Gebäude, an dem ein halbes Jahrtausend hindurch gebaut worden war, lag in Trümmern; die republikanische Verfassung war ersetzt worden durch die Monarchie, das Regiment eines geschlossenen Kreises vornehmer Familien durch die Herrschaft eines kühnen Generals, die bürgerliche Ordnung durch die militärische Organisation, die vom Rat ernannten Vögte durch die Adjutanten des neuen Monarchen. Eine neue Zeit begann. Nicht bloß in den politischen Satzungen und Tendenzen, sondern auch in den Gemütern der Menschen, in der gesellschaftlichen Weise, in Literatur und Sprache“.¹²

Auch die Bevorzugung großer Subjekte – die Niederlage bei Cannae haben sich „nicht etwa bloß einzelne törichte oder elende Männer, sondern die römische Bürgerschaft selbst [...] zuschulden kommen lassen“ (1,609) – ist geeignet, der Darstellung über die Zufälligkeiten persönlicher Konstellationen hinaus Bedeutung und Zusammenhang zu geben.

Ganz neu war in Mommsens Geschichte, daß er die außerpolitischen Dimensionen römischen Lebens in bemerkenswerter Ausführlichkeit schilderte: Verfassung, Recht, Religion, Wirtschaft, Verkehr, Maße, Schrift, Literatur. Die Schilderung erfolgte in Querschnitten, aber mit deutlichem Akzent auf den historischen Wandel. Er legte Wert darauf, daß er die Geschichte der Literatur gezeichnet habe und daß die Philologen doch anerkennen sollten, was er damit, offensichtlich an Neuem, zu ihrer Sache beigetragen habe. „Unsäglich wichtig“, so Mommsen, seien „diese Betrachtungen“.

¹² Mommsen (Anm. 2).

tungen, die man so schmäählich vernachlässigt“ (W. 84). Auch über Poesie, so deutet Heuß, müsse ein erzählender Bericht möglich sein, der auch dem Laien anschauliche Vorstellungen erwecke. Mommsen habe das „Muster einer integrierten Geschichte“ gegeben (Ge. 53.91).

Viel umstritten ist von Anfang an Mommsens Sprache gewesen. Neben der Lesefreude, ja -begeisterung, für die die große Zahl der Auflagen beredtes Zeugnis ablegt, stehen mannigfache Äußerungen der Abneigung und Kritik. Sie richten sich zum einen allgemein gegen das, wie behauptet wird, Journalistische dieser Sprache, zum andern speziell gegen ihre modernisierende Tendenz – sofern sie sich nicht damit begnügen, die Sprache einfach für schlecht zu halten.

Manches davon erklärt sich aus der radikal neuen Haltung zur Antike, die Mommsen einnahm. Er kannte nicht mehr „die Andacht zum Altertum [...], ja er hat sie zerstört und ersetzt durch abstandslose Gegenwart“.¹³ Man müsse die Alten herabsteigen lassen „von dem phantastischen Kothurn, auf dem sie der Masse des Publikums erscheinen, sie in die reale Welt, wo gehaßt und geliebt, gesägt und gehämmert, phantasiert und geschwindelt wird, den Lesern [...] versetzen“, hat er selbst erklärt (W. 53). Den Konsul machte er zum Bürgermeister, die Statthalter zu Vögten, sprach von „Staatskirche“ und „Pfaffentrug“ (1,292) oder von der „vornehmen Welt der glattkinnigen Manschettenträger“ (2,83). „Er wollte provozieren“. Seine Geschichte ist „durch und durch [...] ein provokantes Buch“ (Heuß, Ge. 92).

Heute wird man schärfer unterscheiden wollen (und zuweilen hat man es schon damals getan). Was ist gegen den „Ingenieur Archimedes“, die „Kantone der Kelten“ oder gegen die „Memoiren Caesars“ einzuwenden? Warum sollte man nicht (in einer Zeit, die sich unter diesen Namen noch etwas vorstellen konnte) Karthago und die Niederlande, Hamilkar und Scharnhorst, Caesar und Cromwell vergleichen? Schon Otto Jahn hat bemerkt, Mommsen vermöge durch Parallelen der Gegenwart „die römischen Verhältnisse (zu) erläutern [...] und oft das hellste Licht in größter Kürze“ zu bewirken (W. 56). Alfred Heuß (Ms. 65) spricht von optimaler Durchleuchtung der Geschichte mit Hilfe der ihm durch das eigene Erleben zugewachsenen Anschauungskategorien. Doch oft genug kommt es zu falschen Gleichsetzungen statt des sehr wohl angebrachten absetzenden Vergleichs. Und besonders schwierig wird es, wenn mit den modernen Ausdrücken falsche Assoziationen sich einstellen, was doch wohl schon bei Bürgermeister und Vogt der Fall ist, vor allem aber bei der Rede von Parteien, Fortschrittlichen, Liberalen, Junkern, die unangebracht ist und zudem dazu dient, politische Tendenzen der Gegenwart im alten Rom zu verfolgen. Gegen den Vorwurf, Mommsens Stil sei journalistisch oder rhetorisch, hat Alfred Heuß (Ms. 64) eingewandt, er sei gerade dank seiner Schulung im klassischen Latein ein so ausgezeichnete Stilist geworden. Das kam ihm als Journalist so sehr wie als Geschichtsschreiber zugute. Der Vorwurf der schlechten Sprache erledigt

¹³ Gundolf, Friedrich: Caesar im 19. Jahrhundert, Berlin 1926, S. 60.

sich von selbst. Denn allzu nahe liegt es, wie vielfache Erfahrung zeigt, daß eine woher immer erzeugte Unlust an einer Lektüre sich als abfällige Kritik an der Sprache artikuliert. Man spricht gern von der Sauce, wo einem am Fleisch etwas nicht gefällt.

Gewiß ist richtig, daß Mommsen nicht distanziert erzählt wie etwa Ranke. Daß er stark dramatisiert, sich gleichsam lieber ins Getümmel stürzt als abgeklärt zu berichten. Daß er mit Zorn und Eifer am Werke ist (und sich kein Urteil versagt, besonders kein negatives). Und richtig ist auch, daß er rhetorische Mittel zur schärferen Konturierung seiner Gegenstände verwendet. Da arbeitet er aber an der Sache, an ihrem adäquaten Ausdruck, und es ist ihm in jedem Moment bewußt, daß er für ein breites anspruchsvolles Publikum schreibt und sich ihm verdeutlichen muß. Jedenfalls ist mit abwertenden Schlagwörtern seiner Sprache nicht beizukommen. Und ganz und gar nicht ist daran zu denken, daß seine Rhetorik der Aufputz schlichter Rede hätte sein sollen.

„Der Stil ist nicht nur der Mensch, sondern in einem präziseren Sinn die Art und Weise, die Dinge zu sehen“. Von dieser Einsicht, die sich auf ein Flaubert-Zitat stützt, muß nach Heuß (Ms. 66) die Würdigung von Mommsens Sprache ausgehen. Seine Weise die Dinge zu sehen – das ist es, was am Ende seine „Sprachmächtigkeit“ (Heuß) ausmacht. Sie ist bestimmt durch vielerlei. Die Konzentration auf die Dynamik des Geschehens. Die Fähigkeit, Abläufe höchst anschaulich zu schildern. Die zupackende Art und die ganze Kraft seiner Persönlichkeit, die sich in der Entschiedenheit und Schärfe seiner Charakterisierungen und Urteile äußert. Er liebt es, mit kräftigen Farbtönen zu malen. Grautöne werden nach Möglichkeit vermieden. Eher setzt Mommsen bei der Schilderung etwa von Persönlichkeiten Gegensätzliches klar gegeneinander, das Schwarze neben das Weiße, wie das Portrait des Gaius Gracchus beispielhaft zeigen kann, der „zugleich man möchte sagen als Räuberhauptmann sich behaupten und als der erste Bürger den Staat leiten soll“ – „dieser größte der politischen Verbrecher“ und „auch wieder der Regenerator seines Landes“ (2,117).

Souverän verfügt Mommsen über den Wortschatz der deutschen Sprache, und die Schulung an den klassischen Sprachen ermöglicht es ihm, die Komplexität der Materien weithin in den Bau seiner Sätze und Perioden einzufangen. Alle Register vermag er zu ziehen; Sarkasmus, Hohn und Spott, Bitterkeit stehen ihm in reichem Maße zur Verfügung. Alles ist ihm so wichtig, wie wenn das Schicksal der Gegenwart von den Handelnden der römischen Zeit abhinge. Daher kann er sich empören über Engstirnigkeit, Einfallslosigkeit, Feigheit. „Man entschloß sich endlich, sich zu nichts zu entschließen“ (1,573). Ironie begegnet kaum, es sei denn mit Galle durchsetzt: „Die Hegung und Pflege wenigstens der Pöbelinteressen vertrug sich in der Tat aufs vollkommenste mit dem eigenen Vorteil der Aristokratie und es ward dabei nichts weiter geopfert als bloß das gemeine Beste“ (2,126). Oder: „Genötigt von der lauen und feilen Menge, die Erlaubnis, sie zu retten, zu erbetteln oder zu erkaufen [...]“ (1,566). Schließlich: „Und die Regierung, obwohl sie vielleicht eine solche

(zuverlässige Infanterie. C. M.) zu schaffen imstande und auf jeden Fall es zu versuchen verpflichtet gewesen wäre, begnügte sich, den Niederlagen zuzusehen und höchstens die geschlagenen Feldherren ans Kreuz heften zu lassen“ (1,531f.).

In aller Ungebrochenheit bringt Mommsens Sprache die hohen Erwartungen zum Ausdruck, von denen er in seinen jüngeren Jahren – gänzlich unabgebrüht – das nach seinem Urteil Absurde, aber auch das Schreckliche scharf absetzt. Er spricht von Volksversammlungen, in denen „platz- und schreiberechtigt war, was nur zwei Beine hatte, Ägypter und Juden, Gassenbuben und Sklaven“ (2,94). Er schildert das Treiben des Marius, welcher „jeden Nadelstich mit einem Dolchstich vergalt“ (2,313), „mit jenem Wurm der Rache im Herzen, der sich aufnährt aus seinem eigenen Gifte“ (2,248). Zornig geißelt er die Zeit, „wo die ersten Männer Roms sich hergaben zu Henkern der Zivilisation der Nachbarn und die ewige Schande der Nation leichtfertig glaubten von sich mit einer müßigen Träne abzuwaschen“ (1,660).

Äußerungen seiner sittlichen Empörung können aber auch übergehen in Feststellungen darüber, womit man in der Welt realistischerweise rechnen muß: Der Überfall auf die römische Flotte in Tarent war „eine Torheit nicht minder als eine Barbarei, eine jener entsetzlichen Barbareien der Zivilisation, wo die Gesittung plötzlich das Steuerruder verliert und die nackte Gemeinheit vor uns hintritt, gleichsam um zu warnen vor dem kindischen Glauben, als vermöge die Zivilisation aus der menschlichen Natur die Bestialität auszuwurzeln“ (1,392).

In schneidenden Etikettierungen werden abweichende Forschungsmeinungen beiseitegeschoben, wenn Mommsen etwa gegen das polemisiert, was „viele gutmütige Leute in alter und neuer Zeit gemeint haben“ (2,115), oder zurückweist, was „verächtliche Unredlichkeit“, „schwächliche Sentimentalität“, „Jämmerlichkeit“ oder „stumpfe Unbilligkeit“ alles verkennt (1,720f. 699).

An vielen Stellen dienen Superlative oder verneinte Komparative dazu, das Geschehen aufzugeilen: „Nie ist ein Plan vollständiger gelungen [...]“ (1,596). „Dieser langweiligste und steifleineste aller nachgemachten großen Männer“ (3,12). „Dieses elendeste aller Proletariate“ (2,77). „Es gibt kein kläglicheres Schauspiel, als wenn feige Menschen das Unglück haben, einen mutigen Entschluß zu fassen“ (3,322). „Es ist vielleicht nie ein Heer von dieser Größe so vollständig und mit so geringem Verlust des Gegners auf dem Schlachtfeld selbst vernichtet worden wie das römische bei Cannae“ (1,605). Oder: „Großartiger als von ihm ist vielleicht niemals der großartige Kampf des Menschen gegen das Schicksal geführt worden“ (1,565). „Es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß in denselben Jahren, in welchen Caesar jenseits der Alpen ein Werk für die Ewigkeit (! C. M.) schuf, in Rom eine der tollsten Grotesken aufgeführt ward, die jemals über die Bretter der Weltgeschichte gegangen ist“ (3,307).

Völlig in ihrem Element ist Mommsens Sprache, wenn sie deftig skandalöse Zustände geißeln kann: „Der neue Regent regierte nicht, sondern schloß sich in sein Haus und maulte im Stillen. Die ehemalige Regierung regierte gleichfalls nicht, sondern seufzte, bald einzeln in den traulichen Zirkeln der Villen, bald in der Kurie im Chor.

Der Teil der Bürgerschaft, dem Freiheit und Ordnung noch am Herzen lagen, war des wüsten Treibens übersatt; aber völlig führer- und ratlos verharrte er in nichtiger Passivität und mied nicht bloß jede politische Tätigkeit, sondern, soweit es anging, das politische Sodom selbst. Dagegen das Gesindel aller Art hatte nie bessere Tage, nie lustigere Tummelplätze gehabt [...]“ (3,307).

Dem Äußersten der Kritik, der Bitterkeit, des Hohns und der Geißelung korrespondiert das „begeisterte Pathos“ (Albert Wucher), mit dem Mommsen Größe zu bewundern vermag, insbesondere diejenige Caesars, von dem er meint: „Wie der Künstler alles malen kann, nur nicht die vollendete Schönheit, so kann auch der Geschichtsschreiber, wo ihm alle tausend Jahre einmal das Vollkommene begegnet, nur darüber schweigen“ (3,468). Was Mommsen dann freilich nicht getan hat, um dann die Grenze des Kitschs gelegentlich zumindest zu streifen; zum Beispiel: „Wie allen denen, die in der Jugend der volle Glanz der Frauenliebe umstrahlt hat, blieb ein Schimmer davon unvergänglich auf ihm ruhen“ (3,462f.).

Wundervoll und durchaus treffend sind viele der Bilder, die Mommsen verwendet. „Dieser innige Glaube verschwindet freilich im Laufe der Zeit wie der Morgentau vor der höhersteigenden Sonne“ (1,175). Oder: „Wie die Flamme durch die Steppe lief die Empörung durch die Halbinsel“ (2,227). Im Jahre 87 trifft der Senat mit dem Consul Cinna „ein Abkommen [...], wie der überwältigte Wanderer es trifft mit dem Räuberhauptmann“ (2,311). Besonders schön zu Caesar: „Ein geborener Herrscher regierte er die Gemüter der Menschen wie der Wind die Wolken zwingt“ (3,466, das Zitat geht weiter: „und nötigte die verschiedenartigsten Naturen, ihm sich zu eigen zu geben, den schlichten Bürger und den derben Unteroffizier, die vornehmen Damen Roms und die schönen Fürstinnen Ägyptens und Mauretaniens, den glänzenden Kavalleriegeneral und den kalkulierenden Bankier“).

Die Entstehung einer neuen römischen Aristokratie, beschreibt er als einen Prozeß, der sich dem Auge entziehe: „Wie eine Eisdecke unvermerkt über den Strom sich legt und unvermerkt denselben mehr und mehr einengt“, so vollzieht sich dieser Vorgang, und es geht im folgenden darum „die Mächtigkeit jener Eisdecke sowohl wie die Zunahme ihrer Unterströmung anschaulich darzulegen und in dem furchtbaren Dröhnen und Krachen die Gewalt des kommenden Bruches ahnen zu lassen“ (1,783f.). Später heißt es: „Das Gewitter war noch nicht ausgebrochen, aber dichter und dichter ballten sich die Wolken zusammen und einzelne Donnerschläge rollten bereits durch die schwüle Luft“ (1,827).

Schließlich ist noch ein von Mommsen immer wieder souverän eingesetztes Element seiner Darstellung hervorzuheben: Die zahlreichen, in aller Regel treffenden Sätzen, die zusammengenommen ein ganzes Lehrbuch der Politik, aber nicht nur der Politik, ergäben. Alfred Heuß hat darauf hingewiesen, wie wichtig es für historische Darstellung ist, daß „ihr Adressat merkt, daß durch sie auch Kontakte mit bereits Vertrautem zustandekommen. Es geschieht dies dann, wenn sich zwischen dem Angesprochenen und dem bislang unbekanntem Gegenstand ein allgemeiner Gedanke einschleibt, dem eine eigene Überzeugungskraft innewohnt“ (Ge. 56). Und er hebt

hervor, daß die Mommsenschen Sentenzen gerade dadurch sich auszeichnen, daß sie nicht gebräuchlich und abgegriffen sind (derer würde man leicht überdrüssig), sondern originell. Den Haß nennt Mommsen „dieses letzte Kapital einer gemäßhandelten Nation“ (1,563). „Restauration ist immer auch Revolution“, meint er (2,126), um dann die Besonderheiten Roms in diesem Punkt zu charakterisieren. Er beruft sich auf „jenen Glauben an das Absurde, wie er bei jedem von dem Vertrauen auf eine zusammenhängende Ordnung der Dinge durch und durch zurückgekommenen Menschen notwendig sich einstellt“ (2,369). An anderer Stelle heißt es: „Aber in Zeiten, wie diese waren, wird der Wahnsinn selbst eine Macht; man stürzt sich in den Abgrund, um vor dem Schwindel sich zu retten“ (2,313). Einmal spricht er von „Augenblicken, wo die Berechnung aufhört und wo der Glaube an den eigenen Stern und an den Stern des Vaterlandes allein den Mut gibt, die Hand zu fassen, die aus dem Dunkel der Zukunft winkt und ihr zu folgen, es weiß keiner wohin“ (1,512). Oder: „Die Geschichte hat eine Nemesis für jede Sünde, für den impotenten Freiheitsdrang wie für den unverständigen Edelmut“ (1,721).

Später hat Mommsen vom Erzählen als dem „eigentlichen Glück des Historikers“ gesprochen, „auf den Wogen der Einzelheiten zu schwimmen und Wind und Wellen zu empfinden und empfinden zu machen“ (W. 201). Er hat sich auf die „heilige Halluzination der Jugend“ berufen, die „göttliche Unbescheidenheit“ (W. 185), die „Unbefangenheit oder Unverschämtheit des jungen Menschen, der über alles mit spricht und abspricht und sich insofern vortrefflich zum Historiker qualifiziert“ (W. 196). Auch vom „Leichtsinn der Jugend“ (W. 193), war die Rede. Keine Frage, daß das ihn auf weite Strecken beflügelt hat.

Wie weit man die – mehr als 2.000 Seiten starke – Römische Geschichte heute noch wird lesen können, ist eine Frage zum einen von Fassungsvermögen und Zeitbudget, zum andern aber auch einer gewissen Grund-Vertrautheit nicht nur mit der Antike, sondern überhaupt mit Geschichte, die Mommsen überall voraussetzt, auf die er aufbaut (und die sein Werk damals an vieles anklingen ließ).

Aber wenn man sich hier oder dort festliest, kann man noch heute der Faszination dieses begnadeten Geschichtsschreibers erliegen. Der Rektor der Friedrich-Wilhelms-Universität im Jahre 1874/5 hatte recht, wenn er für sein Werk literarische Qualität beanspruchte.

Alfred Heuß hat das geringe Interesse beklagt, das die Zunft diesem „Geschichtswerk, das von manchen sr. Zt. als das bedeutendste moderne, zumindest als das größte deutsche gefeiert wurde“, entgegengebracht hat. „Die Indifferenz der Geschichtswissenschaft in ihrem Verhältnis zu M.s R.G. ist kein Ruhmesblatt für sie, was heute natürlich mehr die Vergangenheit als die Gegenwart betrifft“ (Ge. 93). Er hat sehr betont, daß Geschichtsschreibung der Ort sei, „wo die historischen Bemühungen die höchste Dichte des Denkens erreichen“.¹⁴ Das bezieht sich natürlich

¹⁴ Ges. Schr. (Anm. 9), S. 2288.

auf jene Werke, die nicht – popularisierend – „anderswo, nämlich in der Wissenschaft, gewonnene Erkenntnisse einem breiteren Leserkreis [...] vermitteln“ wollen¹⁵, sondern versuchen, durch „historische Synthesis“, jene besondere, jene konstruktive Leistung, das Ganze eines Stücks Geschichte zu begreifen und darzustellen (Ge. 69). Da hat man nicht zwischen „Wissenschaft“ und „ästhetischer Form“ zu unterscheiden, da geht es um Darstellung und Forschung zugleich, eben um ein „eigenständiges Unternehmen, denn allein von den einzelnen Teilen aus und der beschränkten Auskunft, die sie über sich geben, ist es niemals durchzuführen“ (Ms. 124. Ge. 69). Da wird eine Erkenntnis gesucht, zu der „die sogenannte Forschung von ihrer ‘Logik’ aus beim besten Willen nicht gelangt“.¹⁶

Normalerweise lernt und lehrt man im Fach die Analyse und nicht die Synthese, den Diskurs, und nicht das Erzählen, es geht um den Inhalt und nicht um die Form (welche man gern nur für eine Art von Verpackung hält, was natürlich in vielen Fällen richtig ist, aber eben nicht in dem der Geschichtsschreibung Mommsens, übrigens auch nicht der von Alfred Heuß). So versetzt der Versuch, das Ganze einer Geschichte, so weit man sie kennen, sie erschließen (und mit Phantasie plastisch werden lassen) kann, zusammenhängend und anspruchsvoll zu erzählen, die historische Zunft eher in Verlegenheit. Gerade deswegen sollte hier des Geschichtsschreibers Mommsen gedacht werden.

¹⁵ Römische Geschichte, Braunschweig 1960, S. XI.

¹⁶ Ges. Schr. (Anm. 9), S. 821.